

Ordensleben nach dem 11. September 2001

Zeichen der Hoffnung für eine globale Welt

Timothy Radcliffe *OP*, England

Wir leben im Schatten des 11. September. Wir können uns alle noch erinnern, wo wir an diesem Tag waren, nicht nur, weil es ein furchtbares Ereignis war. Vielerorts haben Menschen seither noch Schrecklicheres erlitten, zum Beispiel in Darfur. Aber der 11. September ist symbolisch für unsere Welt zu Beginn dieses Jahrtausends. Welche Botschaft hat das Ordensleben für diese Welt?

Diese Welt ist von einem Paradox gezeichnet. Durch die moderne Kommunikation sind wir enger miteinander verbunden. Wir leben in der kleinen trauten Welt des globalen Dorfes. Noch mehr verbindet uns eine einzige Weltkultur. Überall tragen junge Leute dieselbe Kleidung, hören dieselbe Musik und träumen dieselben Träume. Auch wenn sie sich teure Designerartikel nicht leisten können, so können sie doch billige Imitate erwerben. Sie sind weit häufiger von einer Generationenidentität geprägt als von einer lokalen Identität. Wir leben alle in einer „Mc-Welt“, auf einem „Pepsi-Planeten“, mit einer „Coca-Cola-Kultur“.

Andererseits wird diese Welt aber durch immer tiefere Gräben religiöser Gewalt getrennt. Überall auf der Welt grenzen sich Christen, Juden, Muslime, Buddhisten und Hindus aggressiv gegeneinander ab. Anscheinend ist jede Kommunikation zusammengebrochen in Nordirland, im Balkan, im Mittleren Osten, in Indien, Indonesien, Nigeria und an vielen anderen Orten. Denn gerade die Intimität der globalen Welt ruft Gewalt hervor. Die meisten Morde geschehen daheim, wo Menschen dicht beieinander leben, und in diesem globalen Dorf sind wir ja alle Nachbarn. Was hat das Ordensleben dieser zusammengerückten und gewalttätigen Welt zu sagen? Und was hat diese Welt uns zu sagen?

Ich werde mich auf drei Aspekte unserer Kultur beschränken. Da gibt es *erstens* die Krise der Heimatlosigkeit. Wir alle sind Einwohner des „globalen Dorfes“, aber der 11. September hat die darin verborgene Gewalt gezeigt. Wie können wir Ordensleute ein Zeichen sein für die gemeinsame Heimat der Menschheit in Gott? *Zweitens*: Welche Zukunft haben wir zu erwarten? Der 11. September ist Symbol für den Anfang eines Zeitalters, das offenbar nur noch eine Zukunft der Gewalt zu bieten hat. Angesichts dieser Unsicherheit haben wir es *drittens* mit einer wachsenden Kultur der Kontrolle zu tun, einem Kampf um Vormachtstellung. Im Blick auf jede dieser drei Gegebenheiten hat das Ordensleben ein Wort der Hoffnung zu geben. Wir haben noch ein viertes grundlegendes Thema, über das ich aber kaum sprechen werde, nämlich die Konsumhaltung. Dazu will ich nichts weiter sagen, weil das zu offenkundig ist.

Es haben schon so viele über unser Zeugnis der Armut in unserer Kultur der Marktwirtschaft gesprochen, daß ich lieber zu den anderen weniger eindeutigen Themen etwas sagen möchte.

Die Krise der Heimatlosigkeit

Vielen von Ihnen steht der „Jet-lag“ ins Gesicht geschrieben. Sie sind von überallher auf der Welt hier nach Rom geflogen. Wir sind Einwohner des globalen Dorfes. Meine Familie sagt oft neidisch: „Du mußt bei den Dominikanern eintreten, um in der Welt herumzukommen.“ Wenn wir morgens die E-Mails öffnen, finden wir Nachrichten aus allen Gegenden unseres Planeten. Wir sind Bürger einer Welt, in der Entfernung für viele Menschen von keiner großen Bedeutung mehr ist. Wie *Fukuyama* vom „Ende der Geschichte“ spricht, so fügt Richard *O'Brian* hinzu: „Ende der Geographie.“ *Zygmunt Bauman* schrieb: „In der Welt, in der wir leben, scheint Entfernung nicht mehr viel zu bedeuten. Vielmehr scheint sie nur dafür zu existieren, überwunden zu werden, als ob Raum eine ständige Aufforderung wäre, ihn einzuschränken, zu bekämpfen und zu ignorieren. Entfernung ist kein Hindernis mehr, wir brauchen nur Bruchteile von Sekunden, sie zu überwinden.“

Das sieht fast nach einer Vorwegnahme unserer eschatologischen Erwartung aus. Bei der Begegnung mit der Samariterin am Brunnen verspricht Jesus eine Zeit, da Gott weder auf dem Berg in Samaria noch im Tempel von Jerusalem angebetet wird, „sondern im Geist und in der Wahrheit“. In dem anderen Text geht der barmherzige Samariter von dem heiligen Ort Jerusalem fort. Er bringt Gott sein Opfer am Straßenrand dar, wo er sich um den Verwundeten kümmert, der unter die Räuber fiel. Das Christentum erlöst uns von einer Religion heiliger Orte zum Leben der Dreifaltigkeit, zu „Gott, dem Mittelpunkt, der überall ist und nirgends endet“. Cyberspace sieht fast wie die Erfüllung der christlichen Verheißung aus. Margaret *Wertheim* schrieb: „Während die Christen früher verkündeten, der Himmel sei der Ort, an dem die menschliche Seele von allen Schwächen und Fehlern des Fleisches befreit würde, sehen die heutigen Helden des Cyberspace diesen als den Ort, an dem das Ich von allen Beschränkungen der physischen Gestalt befreit ist.“

Der 11. September zeigt symbolisch, wie weit unser globales Dorf vom Reich Gottes entfernt ist, in dem die gesamte Menschheit Heimat finden wird. An diesem Tag wurde die verborgene Gewaltbereitschaft unserer Weltkultur sichtbar. In Wirklichkeit leidet unser Planet an einer Krise der Heimatlosigkeit. Wir fühlen uns in diesem globalen Dorf alle nicht wohl. Aber: Wir alle, die wir hier zu diesem Kongreß versammelt sind, haben ein Visum erhalten und konnten die Kontrollen passieren. Doch Millionen von Menschen versuchen zu reisen, vor Armut oder Unterdrückung zu fliehen, und es gelingt ihnen nicht. Es gibt eine riesige Flüchtlingsbewegung von Menschen auf der Suche nach einer neuen Heimat. Europa baut Mauern, um die Menschenmengen draußen zu halten, die gern hineingelangen würden. Noch niemals in der Menschheitsgeschichte

haben so viele Leute in Flüchtlingslagern gehaust und sind wortwörtlich heimatlos.

Auch jene, die daheim bleiben, sind in gewissem Sinne heimatlos. Die menschliche Gesellschaft ist durch zunehmende Ungleichheit gespalten. Moderne Kommunikation bedeutet, daß die Armen auf ihren Fernseh-Bildschirmen tagtäglich einen Blick in das Paradies der Reichen werfen können, aus dem sie ausgeschlossen bleiben. Die Finanz-Nomaden, die unsere Welt regieren, können ihr Geld transferieren, wohin immer sie wollen. Sie sind den Arbeitern keines Landes verpflichtet. Wenn die Arbeitskosten in England zu hoch sind, verlegen sie die Produktion nach Mexiko und von dort später vielleicht nach Indonesien. Bauman beschreibt das so: „Statt bleibender Verbindungen haben wir heute kurze Begegnungen. Man pflanzt keinen Zitronenbaum, um den Saft einer Zitrone zu pressen.“ Daraus ergibt sich eine schreckliche Ungewißheit. Auch die in Arbeit und Brot sind, haben keine Gewähr, daß sie ihren Arbeitsplatz morgen noch haben werden. Manche Wirtschaftswissenschaftler gaukeln uns eine freundliche Welt des freien Handels vor. Aber unsere Heimat ist verunstaltet durch Handelsbarrieren, Tarife und Subventionen, welche die armen Nationen ausschließen. Sie wird zum Teil zusammengehalten durch ein teuflisches Netzwerk von Geldwäsche und krimineller Mafia, von Drogenhandel, Frauen- und Kindersklaverei für die Prostitution, vom Handel mit menschlichen Organen und mit Waffen.

Schließlich besteht da der Zwang einer Weltkultur, die in Wirklichkeit westlich und zumeist amerikanisch ist. Johann Baptist Metz behauptet, daß „die nicht-westlichen Nationen seit langem einer zweiten Kolonisation unterworfen wurden durch das Vordringen der westlichen Industriekultur und der Massenmedien, besonders des Fernsehens, das die Menschen in einer künstlichen Welt gefangen hält, in einer Welt der Illusion. Diese entfremdet sie immer mehr ihrer eigenen Kultur, ihrer Muttersprache, ihrer Geschichte. Dieser geistigen Kolonisation können sie so schlecht widerstehen, weil sie als süßes Gift kommt, weil der sanfte Terror der westlichen Kultur nicht wie Entfremdung wirkt, sondern wie eine betäubende Droge.“ Wir sind haltlose Wesen, deren vertraute alte Heimat zerstört wird. Die gewaltige Wut, die sich deshalb aufgebaut hat, explodierte am 11. September im Herzen der westlichen Welt.

Es gibt also eine Krise der Heimatlosigkeit im wörtlichen wie auch im kulturellen Sinn. Eine weit verbreitete Reaktion darauf ist es, Gemeinschaften mit Gleichgesinnten zu bilden, bei denen man sich sicher und beheimatet fühlen kann. Frau *Thatchers* berühmte Frage hinsichtlich eines ihrer politischen Rivalen lautete: „Ist er denn wirklich einer von uns?“ Wir haben Angst vor dem Unterschied bekommen. Richard *Sennet* schrieb: „Das Bild der Gemeinschaft ist von allem befreit worden, was ein Gefühl von Unterschiedlichkeit hervorrufen könnte oder gar von Konflikt in dem, was wir sind. Auf diese Weise wird der Mythos von der Solidarität mit der Gemeinschaft zum Reinigungsritual... Das Besondere an dieser mythischen Zusammengehörigkeit in Gemeinschaften ist, daß die Menschen sich zusammengehörig fühlen, *weil sie alle gleich sind.*“

Diese Suche nach Gleichgesinnten läßt sich überall beobachten, vom Internet bis hin zu religiösen Gruppen. Die Menschen surfen im Internet, um andere zu suchen, welche dieselben Interessen und denselben Geschmack mit ihnen teilen, sei es hinsichtlich Politik, Sport oder Sex. Und wenn sich Unterschiede herausstellen, kann man den Kontakt einfach abbrechen oder seine E-Mail-Adresse ändern. Ebenso finden sich Gleichgesinnte in fundamentalistischen religiösen Gruppen zusammen. Ich hege den Verdacht, daß die Polarisierung innerhalb der katholischen Kirche heute auch zum Teil daher kommt, daß es zu schmerzlich ist, mit Menschen zusammenzugehören, die in mancher Hinsicht anders sind als wir. Es gab in der Kirche schon immer Spaltungen und Kämpfe, von der Zeit an, da Petrus und Paulus sich in Antiochia zerstritten. Neu ist unser Unvermögen, in einer gemeinsamen Sprache über unsere Differenzen zu reden, sogar innerhalb der Kirche.

Zeichen für Gottes große Heimat und weltweite Offenheit

In dieser Krise der Heimatlosigkeit hat das Ordensleben nun bestimmt einen drängenden Auftrag, Zeichen zu sein für Gottes große Heimat, für die weite Offenheit des Gottesreiches, dem wir alle angehören und in dem wir uns wohl fühlen dürfen. Wenn wir in der Weite Gottes beheimatet sind, werden wir uns bei jedem Menschen daheim fühlen. Das kann auf verschiedene Weise geschehen. Tausende von Ordensmännern und Ordensfrauen haben einfach ihre Heimat verlassen, um bei fremden Menschen daheim zu sein. Kleine Schwesterngemeinschaften haben sich in muslimischen Dörfern niedergelassen, von Marokko bis Indonesien, sind vertraut geworden mit fremden Sprachen und fremden Eßgewohnheiten und sind heimisch geworden in anderen Weisen des Menschseins.

Auch innerhalb unserer eigenen Kommunitäten haben wir kulturelle und ethnische Unterschiede miteinander verbunden. Ich reiste durch Burundi, als das ganze Land in Flammen stand, um eine Gemeinschaft kontemplativer Nonnen im Norden zu besuchen. Die eine Hälfte von ihnen waren Tutsi, die andere Hutu. Alle bis auf eine Novizin hatten ihre Familien verloren; und noch während ich dort war, rief ihr Heimatpfarrer an, um zu sagen, daß auch ihre Familie ermordet worden sei. Und doch lebten diese Nonnen in Frieden beieinander. Das war nur möglich wegen ihres tiefen Gebetslebens und ihrer unermüdlichen Bemühungen um Einigkeit. Gemeinsam lauschten sie besorgt den Nachrichten im Radio und nahmen so Anteil an dem Leid der anderen. Und inmitten einer verbrannten braunen Landschaft, in der niemand seine Saat ausbringen konnte, war ihr Hügel grün. Jeder konnte dorthin kommen, um in Sicherheit seine Nahrung anzubauen: Ein grüner Hügel inmitten einer braunen Landschaft ist ein Symbol der Hoffnung.

Für uns im Ordensleben sind die am schwersten zu ertragenden Unterschiede vielleicht nicht die ethnischen oder kulturellen, sondern die theologischen. Ich kann mich wohlfühlen in der Gemeinschaft mit einem Mitbruder aus einem anderen Kontinent. Aber kann ich mich zutiefst beheimatet fühlen bei einem,

dessen Christologie oder Ekklesiologie anders ist als die meine? Können wir die ideologischen Brüche in unserer Kirche überbrücken? Nur wenn uns das gelingt, können wir ein Zeichen sein für die Weite Gottes. Gemeinschaften Gleichgesinnter sind nur schwache Zeugen für das Gottesreich.

Und dazu benötigen wir mehr als nur gegenseitige Toleranz. Wir müssen es wagen, über unsere Meinungsverschiedenheiten zu reden. Das erfordert eine gegenseitige Aufmerksamkeit, die uns über die engen Grenzen unserer eigenen Vorlieben und unserer Sprache hinauswachsen läßt. Kann ich mich von den Visionen anderer berühren lassen? Kann ich eintreten in das Land ihrer Hoffnungen und Ängste? Wir müssen uns dazu aufraffen, unsere Herzen und unseren Verstand weit zu machen, was Thomas von Aquin als „*latitudo cordis*“, als die Weite des Herzens bezeichnet und was uns hineinzieht in die Weite der Heimat, die Gott ist.

In ihrem Buch „*Larrys Party*“ beschäftigt sich die kanadische Autorin Carol Shields mit der Heimat, die uns die Sprache bieten kann. Larrys erste Liebe ging in die Brüche, weil er und seine junge Frau keine Sprache finden konnten, die weit genug war, einander darin zu finden und zu lieben. Sie versöhnten sich schließlich miteinander, als ihre Sprache ihnen genügend Raum geben konnte, einander zum ersten Mal wirklich zu begegnen. Larry fragt: „War das unser Problem? Daß wir nicht die richtigen Worte finden konnten?“ Als Zeichen für die gemeinsame Heimat der Menschheit in Gott müssen wir eine Sprache finden, die weit genug ist, um uns mit Fremden in Frieden leben zu lassen. Diese Fremden mögen Menschen aus anderen Religionen oder ethnischen Gruppen sein. Aber als unerläßliche Vorbereitung auf ein solches Zusammenleben und als Beweis unserer Authentizität müssen wir Worte finden, die die Gräben der Polarisation innerhalb unserer eigenen Kirche und unserer Kongregationen überbrücken können.

Das ist der Gehorsam, der heute von uns verlangt wird, und besonders nach dem 11. September. Das ist kein Gehorsam als blinde Unterwerfung unter die Anordnungen von Ordensoberen. Es ist die gesammelte Aufmerksamkeit gegenüber jenen, die eine andere Sprache sprechen als wir, die sich an anderen Vorlieben und anderen Visionen orientieren als wir. Es ist jene asketische Haltung, in der wir uns der fremden Landschaft anderer Meinungen und Sympathien aussetzen, auch innerhalb unserer eigenen Kommunitäten, damit wir aus den engen Gefängnissen befreit werden können, die Menschen voneinander trennen. Das ist eine kreative Form des Gehorsams, in dem wir gemeinsam nach neuen und alten Worten suchen, die uns frische Luft und gegenseitige Beheimatung schenken. Ordensgemeinschaften sollten Schmelztiegel einer erneuerten Sprache sein.

Eines Abends traf ich mit jungen Leuten in Rotterdam zusammen und fragte sie, warum sie im Gegensatz zu ihren Altersgenossen noch in die Kirche gingen. Sie konnten keine Antwort darauf finden. Um Mitternacht kam dann ein junger Mann zurück, der sich über diese Frage Gedanken gemacht hatte, und gab mir einen Brief. Darin erklärte er, daß er zu unserer Gemeinschaft kam, weil er hier

Worte sprechen konnte, die es daheim nicht mehr gab. Es waren Worte wie „Ehre sei Gott“ und „heilig“, Worte des Lobes und der Weisheit. Er brauchte einen Ort, an dem er diese Worte mit anderen teilen und sich bei ihnen daheim fühlen konnte.

Leben ohne Geschichte

Heimat ist nicht nur der Raum, den wir bewohnen, mit geistigen Mauern und Fenstern, mit Draußen und Drinnen. Wir müssen auch in der Zeit beheimatet sein. Wir müssen in einer Geschichte wohnen, die eine Vergangenheit einschließt und in die Zukunft blickt. Wir sind in den Geschichten unserer Vorfahren beheimatet und machen uns vertraut mit dem Gedanken an die Zukunft, bis zu unserem Tod und darüber hinaus. Wir mögen beruhigt sein, weil wir ungefähr wissen, wo wir stehen. Im Hinduismus gibt es zum Beispiel vier Phasen im Leben eines Menschen: zunächst als Lernender, dann als Hausbewohner, als Waldbewohner und zuletzt im Stadium der Entsagung. Während man so durch die gemeinsame menschliche Lebensgeschichte pilgert, kann man sich beheimatet fühlen. Der 11. September hat die Geschichten verändert, die wir über uns und unsere Welt erzählt haben, und dadurch wurde unser Gefühl der Heimatlosigkeit verstärkt. Wir haben keine Zukunftsgeschichte mehr, in der wir uns daheim fühlen.

Grob vereinfacht könnte man sagen, das sei die zweite große Veränderung der Zeit, die der Westen in den vergangenen Jahren erlebt hat. In meiner Kindheit wurden wir noch von einem grundsätzlichen Optimismus getragen. Es gab den gemeinsamen Glauben an den Fortschritt der Menschheit. Für manche steuerte die Menschheit ein kapitalistisches Paradies an, für andere ein kommunistisches. Aber im Osten wie im Westen, bei den Linken wie den Rechten herrschte die Zuversicht, daß es noch eine längere Geschichte geben würde und die Menschheit sich auf dem Weg in eine bessere Welt befand. Nach dem Fall der Berliner Mauer begann diese Zukunftshoffnung zu bröckeln. Fukuyama hat das berühmte Wort vom „Ende der Geschichte“ geprägt, ein Wort, das er bis zum heutigen Tag bereut. Der Untergang des Kommunismus wurde als Ziel der Menschheitsgeschichte verkündet. Wir waren in der Zukunft angelangt, und diese Zukunft sah aus wie die USA. Wir erleben die Geburt der „Jetzt-Generation“, die aufgehört hat, von der Zukunft zu träumen. Und es kam die wachsende Hoffnungslosigkeit für jene, die von diesem kapitalistischen Traum ausgeschlossen sind. Die Ungleichheiten der Welt haben sich weiter vergrößert. Ganze Kontinente, besonders Afrika, sind in einer Armut eingeschlossen, aus der eine Befreiung unmöglich scheint.

Mit dem 11. September beginnt eine dritte Phase, in der wiederum Aussicht auf Zukunft besteht, aber diesmal ist es eine Zukunft mit keiner anderen Verheißung als der weiterer Gewalt. Für die einen ist das der „Kampf gegen den Terror“, für die anderen der „*jihad*“ gegen den korrupten Westen. In einer sol-

chen Geschichte kann sich niemand wohlfühlen und beheimatet sein. Welche Zeichen für die Heimat der Menschheit kann das Ordensleben bieten?

Was wir zuallererst *nicht* bieten, ist eine alternative Zukunftsaussicht. Das zwanzigste Jahrhundert wurde von jenen gekreuzigt, die behaupteten, den Weg in die Zukunft der Menschheit aufzeigen zu können. Millionen von Menschen starben in sowjetischen Gulags durch die Hand derer, die wußten, wohin sich die Menschheit entwickelte. In diesem Jahr besuchte ich zum ersten Mal Auschwitz. Am Lagereingang hängt eine Landkarte, die Auschwitz als Zentrum eines Netzes von Bahnlinien zeigt, auf dem Menschen in den Tod gefahren wurden - von Norwegen bis Griechenland, von Frankreich bis zur Ukraine. Hier war im wahren Sinn des Wortes der Schlußpunkt, gesetzt von jenen, welche die Zukunft der Menschheit effizient geplant hatten. Pol Pot mordete ein Drittel aller Kambodschaner, weil er wußte, wie die Zukunftsgeschichte zu sein hatte. Und auch die Zukunftsplanung des Kapitalismus zeigt einen Weg auf, der Millionen in die Armut treibt. Mit Recht scheint uns jeder verdächtig, der behauptet zu wissen, wie der Weg in die Zukunft aussehen soll.

Die Gründungsgeschichte des Christentums beginnt in genau dem Augenblick, in dem eine Geschichte scheinbar an den toten Punkt gelangt ist. Die Jünger waren damals sicher mit einigen Erwartungen nach Jerusalem gepilgert: Jesus würde sich als der Messias offenbaren, die Römer würden aus dem Land getrieben werden oder so ähnlich. Auf dem Weg nach Emmaus gaben es die beiden zu, als sie zu Jesus sagten: „Wir aber hatten gehofft, daß er der sei, der Israel erlösen werde“ (Lfc24,21). Ihre Geschichte war abgebrochen. Judas hatte Jesus verkauft, Petrus sollte ihn verraten, die anderen Jünger werden voller Angst flüchten. Angesichts seines Leidens und Todes hatten sie keine Zukunft mehr. Und genau in dem Augenblick, an dem die instabile kleine Gruppe auseinanderzubrechen drohte, nahm Jesus Brot, segnete es und gab es ihnen mit den Worten: „Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird.“

Das Paradoxe am Christentum ist, daß es uns Heimat in der Zeit bietet, ohne eine Zukunftsgeschichte. Wir haben keine Straßenkarte. Wir können nicht die Offenbarung des Johannes aufschlagen und sagen: „Also gut, fünf Plagen haben wir schon, jetzt kommt nur noch die letzte.“ Wir glauben daran, daß wir auf dem Weg sind in das Gottesreich, in dem es keinen Tod mehr geben wird und alle Wunden verklärt sein werden, aber wir haben keine Ahnung, wie wir dahin gelangen werden. Nach dem 11. September, da einige sich von dem ewigen Jetzt der Jetzt-Generation verführen lassen und andere Geschichten erzählen, die nur Gewalt verheißen, haben wir eine frohe Botschaft zu verkünden. Wir haben eine Hoffnung, die sich nicht an irgendeiner Zukunftsgeschichte festmacht. Jesus gab dieser Hoffnung ein sichtbares Zeichen: gebrochenes Brot und ein Becher Wein, der ausgeteilt wird. Wie können wir Ordensleute Zeugnis geben von dieser Hoffnung?

Offen für die Überraschungen Gottes

Einmal, indem wir es wagen, unsere unsichere Zukunft freudig anzunehmen. Unsere Gelübde sind eine öffentliche Verpflichtung, offen zu bleiben für Gottes Überraschungen, die all unsere Zukunftspläne auf den Kopf stellen und Dinge von uns verlangen, die wir uns nie vorgestellt hätten. Es gibt den Spruch: „Wenn du Gott zum Lachen bringen willst, erzähle ihm von deinen Plänen.“ Sagen Sie das mal Ihren Brüdern und Schwestern! Als ich vor der feierlichen Profese befragt wurde, sagte ich, ich würde gern fast alles tun, außer Oberer zu werden. Die Brüder haben das anders gesehen! Aber diese unsichere Zukunft umarmen wir in der freudigen Freiheit der Kinder Gottes. Vaclav *Havel* hat einmal geschrieben, daß Hoffnung „nicht die Überzeugung ist, daß etwas gut wird, sondern die Zuversicht, daß es sinnvoll ist, egal wie es wird“. Unsere Freude entspringt der Zuversicht, daß unser Leben sich mit all seinen Siegen und Niederlagen eines Tages als sinnvoll erweisen wird, so vergeblich es jetzt auch erscheinen mag. Der Sinn unseres Lebens liegt im Geheimnis Gottes verborgen, für das unsere Worte nicht ausreichen.

Auch hier ist unser Gelübde des Gehorsams das deutlichste Zeugnis dafür, daß wir Gott erlauben, uns immer wieder zu überraschen. Wir legen unser Leben in die Hände unserer Brüder und Schwestern, damit sie mit uns nach ihrem Wunsch verfahren. Das ist keine Regression zu kindlicher Passivität. Wir bleiben vernunftbegabte Wesen und haben ein Mitspracherecht hinsichtlich unserer Zukunft. Heute werden wir wohl kaum noch Ordensleute antreffen, die bereit wären, Kohlköpfe umgekehrt einzupflanzen! Vielmehr akzeptieren wir die Tatsache, daß nicht wir allein Autoren unserer Lebensgeschichte sind. Wir vollziehen hier die eucharistische Symbolhandlung in der Nachfolge Jesu, der sich in die Hände der Jünger gab und sagte: „Das ist mein Leib. Ich gebe ihn für euch.“ Wir werden keine jungen Leute anziehen, wenn sie nicht sehen, daß wir ihre Selbsthingabe freudig annehmen und diese Gabe mutig einsetzen. Kürzlich traf ich eine Schwester bei einer Konferenz in den USA, die mir sagte, daß ihre Kongregation im Verlauf ihrer dreißig Jahre im Orden noch nie etwas von ihr verlangt hatte. Das hatte niemand gewagt!

Auch unser Gelübde der Ehelosigkeit ist ein Versprechen, offen zu sein für die Überraschungen, die Gott für uns bereit hält. Wir verzichten auf eine Beziehung, die Hoffnung auf vorhersehbare Folgen mit sich bringt, auf eine beständige Liebe „in guten und in bösen Tagen, bis daß der Tod uns scheidet“. Stattdessen geloben wir, Liebe zu schenken und anzunehmen, ohne klare Vorstellungen davon, wem wir unser Herz anvertrauen werden. Als ich vor der feierlichen Profese stand, war dies für mich der weitaus schwierigste Vertrauensakt. Würde ich einmal als vertrockneter einsamer alter Knochen enden? Würde ich mir ein lebendiges Herz bewahren können? In diesem Gelübde vertrauen wir, daß Gott uns ein Herz von Fleisch geben wird auf eine für uns nicht vorhersehbare Art und Weise.

Das Armutsgelübde birgt für die meisten von uns leider recht wenig Unsicherheit. In vielen Ländern der Erde gehört es zu den Attraktionen des Ordenslebens, daß es finanzielle Sicherheit bietet und ein Leben im materiellen Wohlstand. Bei der Synode über das Ordensleben 1994 appellierte Kardinal *Etchegaray* an die Ordensleute, eine radikalere Armut zu wählen. Wenn die Menschen in unserer Armut wirkliche Unsicherheit sähen, welches ein Hoffnungszeichen wäre das!

Unser Leben in den Gelübden wird nur ein wirkliches Zeichen, wenn wir es in Freude leben. Nur dann werden die Menschen erkennen, daß wir in dieser Unsicherheit beheimatet sind, daß wir damit leben können, die Geschichte unseres Lebens nicht klar zu durchschauen. Wir können glücklich und zufrieden sein in der Zuversicht, daß es einen Sinn in unserem Leben gibt, den wir vielleicht nicht immer klar ausdrücken können, weil dieser Sinn Gott ist.

Der heilige *Augustinus* sagt: „Laßt uns hier unten schon ‚Halleluja!‘ singen, während wir noch in Sorgen leben, damit wir es einst dort oben singen mögen, wo wir frei von Sorgen sein werden!“ Einer meiner besten Freunde im Dominikanerorden ist ein Franzose namens Jean-Jaques. Er studierte Wirtschaftswissenschaften und ging nach Algerien, um Bewässerung zu studieren, lernte Arabisch und lehrte an der dortigen Universität. Er hatte es nicht leicht, war aber zutiefst befriedigt. Und dann rief ihn sein Provinzial an und bat ihn zurückzukommen, um an der Universität von Lyon Wirtschaftswissenschaften zu lehren. Er war völlig konsterniert; er trauerte, und dann erinnerte er sich an die Erfahrung der Freude, als er sein Leben bedingungslos zur Verfügung gestellt hatte. So ging er, kaufte eine Flasche Champagner und feierte mit seinen Freunden. Als ich wenige Jahre später zum Generalmagister gewählt wurde, wollte ich unbedingt jemand im Generalrat haben, den ich kannte. Ich spürte Jean Jaques auf und bat ihn zu kommen. Er bat mich um Bedenkzeit, und ich sagte zu. Er fragte, ob ich ihm einen Monat Zeit geben könnte; ich sagte, er könnte einen Tag haben. Er sagte zu. Wieder Champagner. Das ist die Freude, in Gottes Unvorhersehbarkeit beheimatet zu sein.

Charles de Foucauld ging einen jungen Cousin besuchen, *François de Bondy*, der zwanzig Jahre alt und sehr dem Vergnügen ergeben war. Sein Leben wurde verwandelt, als er die tiefe Freude dieses vertrockneten Asketen aus der Sahara sah. „Er betrat den Raum, und mit ihm trat Friede ein. Das Leuchten seiner Augen und vor allem sein bescheidenes Lächeln bestimmten seine ganze Persönlichkeit. ... Eine unaussprechliche Freude ging von ihm aus. Ich, der ich die Freuden des Lebens auskostete und berechnete Hoffnungen hegte, noch eine ganze Weile so weitermachen zu können, erkannte, daß all meine Befriedigung nur einen Bruchteil der umfassenden Freude dieses Asketen aufwog, und in mir regte sich ein seltsames Gefühl, nicht Neid, sondern Respekt.“ *Enzo Bianchi* zitiert einen der Väter aus dem vierten Jahrhundert, der sagte, die Jungen seien wie die Hunde bei der Jagd. Solange sie den Wolf wittern, werden sie bis zum Ende jagen. Aber wenn sie die Witterung verlieren, werden sie müde und hören auf. Wenn die Jungen von uns die Witterung der Freude am Gottesreich aufnehmen können, werden sie durchhalten bis zum Ende.

Zu diesem Zeugnis der Hoffnung gehört wesentlich das Wagnis, das ganze Leben hinzugeben *bis zum* Tod. Wir vertrauen darauf, daß unser ganzes Leben einen Sinn haben wird. Am Ende wird unser ganzes Leben sich als sinnvoll erweisen, einschließlich seiner dunkelsten Augenblicke. Im „*Instrumentum laboris*“ zur Ordenssynode 1994 heißt es in Nummer 37: „Das Gefühl der Vergänglichkeit unseres Lebens und die kulturellen Schwierigkeiten mit Dauerhaftigkeit / Stabilität könnten uns dazu verleiten, Möglichkeiten für ein geweihtes Leben ‚auf Zeit‘ (*Vita consecrata*, Nr. 56, und *Propositio* 33) zu erforschen, die denen, die das Ordensleben für eine Zeit gelebt haben, das Gefühl ersparen, versagt oder desertiert zu haben.“ Dem stimme ich zu. Die Orden haben durch die Jahrhunderte Menschen, die sich nicht auf Dauer verpflichten wollen, Möglichkeiten angeboten, sich ihnen für eine begrenzte Zeit anzuschließen. Viele Kongregationen erproben derzeit neue Möglichkeiten dafür. Es ist auch eine Tatsache, daß einige bei uns Profese ablegen und dann eines Tages fortgehen. Wir möchten nicht, daß sie sich als Versager fühlen. Aber dadurch sollte die zentrale Bedeutung der Hingabe *bis zum Tode* nicht in Frage gestellt werden. Manche fragen sich, ob junge Menschen heute überhaupt zu solch einer Hingabe fähig sind. Die Frage ist vielleicht eher die, ob wir glauben, daß sie es sind, und daß sie bereit sind, um ihre Berufung zu ringen.

Das destruktive Prinzip der Kontrolle

Das letzte Thema, das ich ansprechen möchte, ist das Prinzip der Kontrolle. Nie zuvor war die Welt so unter dem Zwang der Kontrolle so weniger Nationen. Trotz aller Polemik über Entwicklung wird alles bestimmt von den nationalen Interessen weniger Länder. Vor allem leben wir wie nie zuvor in der Menschheitsgeschichte unter dem Diktat einer einzigen Supermacht, deren weltweite Interessen immer geschützt werden müssen. Wie *Bill Clinton* bemerkte, gibt es keinen Unterschied zwischen Innen- und Außenpolitik. Der 11. September war ein Protest gegen jene, die unseren Planeten mit all seinen Ressourcen kontrollieren wollen. Die Symbole westlicher Wirtschaft und Militärmacht wurden getroffen, die beiden Türme des *World Trade Center* und das *Pentagon*. Aber der 11. September hat das Prinzip der Kontrolle auf die Spitze getrieben: Anhäufung von Informationen, strengste Einwanderungsbestimmungen, weltweite Aufrüstung und Einschränkung der Menschenrechte.

Paradoxiere Weise sind derzeit aber die Nationalstaaten, sogar die USA, scheinbar immer weniger in der Lage, irgend etwas wirklich unter Kontrolle zu halten. Wir leben in der „Welt des Weglaufens“³, wie *Anthony Giddens* es einmal genannt hat, in einem „menschengemachten Dschungel“. *Bauman* beschreibt die Welt als ein Flugzeug ohne Piloten. „Zu ihrem Entsetzen entdecken die Passagiere, daß die Pilotenkabine leer ist, und aus dem geheimnisvollen schwarzen ‚Autopiloten‘ läßt sich nicht entnehmen, wohin das Flugzeug fliegt, wo es landen wird, wer den Flughafen auswählt und ob es irgendwelche Regeln gibt, die es den Passagieren erlauben, zu einer sicheren Landung beizutragen.“

Die moderne Welt vereinigt in sich die beiden Paradoxe des Prinzips der Kontrolle und unsere Unfähigkeit, unser Leben selbst zu bestimmen. Dafür sind unsere modernen technologischen Kriege ein deutliches Symbol. Die Waffen sind höchst kompliziert und technisch perfekt, und doch gibt es größte Schwierigkeiten, mit ihrer Hilfe die gewünschten Ziele zu erreichen. Wir brauchen nur nach Vietnam, Afghanistan und zum Irak zu blicken!

Das ist zum Teil Folge der Tatsache, daß multinationale Konzerne größtenteils staatlicher Kontrolle entzogen sind. Die Wirtschaft ist unkontrollierbar geworden. Die Schnelligkeit des modernen Kapitalflusses erzeugt Unsicherheit und Ängste. Diese Ängste werden auf die Fremden projiziert, die außerhalb oder auch innerhalb unserer Grenzen leben. Viele Regierungen sehen in zunehmendem Maß die Durchsetzung von „Recht und Ordnung“ als vorrangige Aufgabe an. Verbrechensbekämpfung ist das moderne Drama, eine Suche nach den Fremden, auf die wir unsere Ängste projiziert haben. Praktisch in jedem Land der Welt steigen die Zahlen derer, die in Gefängnisse gesperrt werden, ins Unermeßliche. Leute, die anders leben als wir, werden immer häufiger verdächtigt als Feinde, Terroristen, der „Achse des Bösen“ zugehörig. Die Armut wird kriminalisiert. Selbst humanitäre Hilfe und Entwicklungshilfe werden in die westlichen Sicherheitsprogramme eingebaut. Globale Sicherheit wird als westliche Sicherheit definiert, und Hilfsorganisationen werden nur unterstützt, wenn sie dieser Priorität zustimmen. Aus diesem Grund ist es auch so schwierig, Unterstützung für den Sudan oder den Kongo zu bekommen oder für andere afrikanische Katastrophengebiete.

Das Prinzip der Kontrolle ist in Form des Managements in den Blutkreislauf des öffentlichen Lebens eingedrungen. Institutionen jeglicher Art müssen gemagt, geprüft, gemessen werden, müssen Maßstäben entsprechen und eingeschätzt werden. Sogar die Kirche wird zur Institution, die vom Prinzip der Kontrolle regiert wird. Wir werden beobachtet, über uns wird berichtet, geurteilt. Das ist nicht irgendeine böse Maßnahme des Vatikan. Es zeigt einfach, daß die Kirche die Krise der Modernität durchlebt wie alle anderen! Sogar Ordensgemeinschaften unterliegen oft dem Prinzip des Managements. Die gewählte Leitung wird zur „Administration“, Brüder und Schwestern sind „Personal“. Ich habe Generalobere getroffen, deren Büros mich an multinationale Konzerne erinnern haben. Der Generalobere wird hier zum obersten Geschäftsleiter. Kapitel beschließen Ziele und prüfen Leistungsergebnisse. Alles muß meßbar sein, und das Maß ist vor allem das Geld.

Aber das Ordensleben sollte ausbrechen aus diesem Prinzip der Kontrolle in einem Ausbruch verrückter Freiheit. Was das bedeutet, können wir andeutungsweise in der Geschichte von Jesus und der Frau am Jakobsbrunnen erkennen. Die Apostel gehen zum Einkaufen, und als sie wiederkommen, redet Jesus mit dieser heruntergekommenen Frau. „Man braucht nur mal einen Augenblick fortzugehen, und schon stellt er was an!“ Jesus wird beobachtet, kontrolliert - und ist doch unser unkontrollierbarer Herr.

Das Verständnis über die Natur der Leitung ist in unseren Kongregationen ganz unterschiedlich. Es mag patriarchalisch, demokratisch oder militärisch sein. Auch haben wir kein einheitliches Verständnis von der Natur des Gehorsams. Aber darin sind wir uns doch wohl alle einig, daß Leitung (auch ein Wort, das ich nicht mag) nichts mit Kontrolle zu tun hat. Vielmehr steht sie im Dienst des unvorhersehbaren Gottes. Niemand ist im Besitz der Gnade und kann sie nach Wunsch einsetzen, am allerwenigsten ein Ordensoberer. Es ist die Aufgabe derer, die in der Leitung stehen, sicherzustellen, daß sich niemand als Besitzer der Gnade Gottes gebärdet, weder die Jungen noch die Alten, weder Linke noch Rechte, weder der Westen noch irgendeine andere Gruppe. Gott ist unter uns als einer, der immer wieder Neues wirkt, und die in der Leitung sind gewöhnlich die letzten, die wissen, was das sein könnte. Es ist ihre Rolle, uns alle offen zu halten für unerwartete Anweisungen, durch die Gott uns leiten will - wie es bei Jesaja heißt: „Siehe, ich mache alles neu.“

Eine ökologische Nische der Freiheit

So sollte Leitung unseren Kommunitäten helfen, Risiken zu wagen, nicht immer den sicheren Weg zu gehen, den Jungen zu vertrauen, Gefährdung und Verletzlichkeit zu akzeptieren. Sie sollte die Fenster offen halten für die Überraschungen der Gnade Gottes. In dem Prinzip der Kontrolle sollte das Ordensleben also eine ökologische Nische der Freiheit sein. Das ist nicht eine Freiheit, die ihren Willen durchsetzt, sondern die sich dem ewig Neuen Gottes unterwirft.

Ich war in den USA zu der Zeit, als manchmal Briefe mit Anthrax-Bakterien auftauchten, und ich war in Asien zur Zeit der SARS-Krise. In jedem Fall war ich über die panische Atmosphäre erstaunt. In dieser furchtsamen, ängstlichen Welt sollte das Ordensleben eine Insel der Freiheit und Zuversicht sein. Christus ist gestorben, Christus ist auferstanden, Christus wird wiederkommen: Das ist das einzige und endgültige Drama. Wovor sollten wir uns fürchten?

Als ich Student war, war unsere Kommunität in Oxford Ziel einiger kleinerer Bombenanschläge durch eine rechtsgerichtete politische Organisation, die uns aus irgendeinem unerklärlichen Grund nicht leiden konnte. Ich kann mich noch erinnern, wie ich einmal nachts durch den Lärm einiger Explosionen aufgeweckt wurde. Ich rannte hinunter zum Eingang unseres Priorats, vor dem sich schon alle Brüder in verschiedenartigster Nachtbekleidung zusammengefunden hatten. Aber wo war der Prior? Die Polizei kam, und der Prior schlief immer noch. Ich rannte hinein und weckte ihn. „Es hat einen Bombenanschlag gegeben“, rief ich aufgeregt. Er fragte: „Ist jemand tot?“ - „Nein.“ „Ist jemand verletzt?“ - „Nein.“ „Na, warum läßt du mich dann nicht schlafen? Über alles andere können wir morgen noch reden.“ Damals bekam ich einen ersten Eindruck davon, was Leitung bedeuten könnte. Sie spielt unsere kleine Panik herunter. Wenn unsere Gelübde ein Versprechen sind, daß wir uns immer wieder von Gott über-

raschen lassen, dann muß die Leitung uns helfen, dieser tapferen Akzeptanz der Unsicherheit treu zu bleiben.

So leidet unser kleiner Planet seit dem 11. September an einer Krise der Heimatlosigkeit. Das stimmt im wahrsten Sinn des Wortes für Millionen von Flüchtlingen, Asylbewerbern und illegalen Einwanderern. Und wir leiden unter einer kulturellen Heimatlosigkeit, einem Gefühl der Bedrohung und unter dem Umsturz der lokalen Kulturen, in denen die Menschheit auf vielfältige Weise beheimatet war. Als Ordensleute sind wir berufen, Zeichen zu sein für die weite Heimat Gottes, nach *Johannes* 14,2 das „Haus des Vaters, in dem viele Wohnungen sind“. Wir können unsere Heimat im Haus der Samariterin finden oder die Samariterin in unsere Wohnung einladen. Derzeit stehen wir auch noch vor der weniger deutlichen Herausforderung, bei den Fremdlingen in unseren eigenen Gemeinschaften und innerhalb der Kirche daheim zu sein. Dazu benötigen wir kreative Ideen. Wir müssen dem Heiligen Geist erlauben, unsere kleinen ideologischen Schutzwälle niederzureißen, hinter denen wir uns verschanzen, ob nach rechts oder nach links. Wir müssen die Worte finden, die uns für die unermeßliche Weite Gottes öffnen und Gott nicht in die Enge unseres Herzens und Geistes zwängen wollen.

Seit dem 11. September ist unser Gefühl der Heimatlosigkeit noch vertieft worden durch den Verlust der Geschichte, die wir für die Zukunft benötigen. Die Geschichte, die sich unseres Lebens in zunehmendem Maß bemächtigt, ist die des Krieges gegen Terror und „*jihad*“. In dieser Zeit der Orientierungslosigkeit dürfen wir Ordensleute beheimatet sein, aber nicht, indem wir eine alternative Geschichte anbieten, sondern indem wir freudig und bereitwillig die Unsicherheit umarmen. Weil wir vertrauen, daß sich unser Leben letztlich als sinnvoll erweisen wird, können wir fröhlich erlauben, daß Gott uns immer wieder überrascht.

Die derzeitige Unsicherheit hat Ängste geschürt und das Prinzip der Kontrolle gefördert. Davon kann sogar das Ordensleben infiziert sein, so daß wir uns dem Modell von Management und Verwaltung unterwerfen. Doch eine Ordensleitung sollte die Türen und Fenster unserer Häuser weit öffnen, um den Geist einzulassen, von dem „niemand weiß, woher er kommt und wohin er geht. ... So ist es bei jedem, der aus dem Geist geboren ist“ (*Joh* 3,8).